

Delphine de Vigan

NO & ICH

ROMAN

Aus dem Französischen von
Doris Heinemann

KNAUR TASCHENBUCH VERLAG

Die französische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
No et Moi bei Jean-Claude Lattès, Paris.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe August 2010
Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Copyright © 2007 Jean-Claude Lattès

Copyright © 2008 der deutschsprachigen Ausgabe bei Droemer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Frederike Wetzels / buchcover.com

© VISUM Foto GmbH

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50158-0

2 4 5 3 1

Für Iona und Arthur

»Ich sagte es Ihnen schon,
ich sah aufs Meer,
ich war in den Felsen versteckt
und sah aufs Meer.«

*J. M. G. Le Clézio,
Lullaby*

Mademoiselle Bertignac, ich vermisste Ihren Namen auf der Referatsliste.«

Monsieur Marin fasst mich von ferne ins Auge, mit erhobener Braue und entspannt auf dem Schreibtisch liegenden Händen. Ich habe seinen Langstreckenradar nicht bedacht. Ich habe auf Aufschub gehofft und werde nun in flagranti erwischt. Fünfundzwanzig Augenpaare sind auf mich gerichtet und erwarten eine Antwort. *Das Hirn* wurde bei einem Fehltritt ertappt. Axelle Vernoux und Léa Germain kichern lautlos hinter vorgehaltener Hand, ein Dutzend freudig klingelnder Armbänder an ihren Handgelenken. Wenn ich hundert Kilometer tief unter der Erdoberfläche verschwinden könnte, irgendwo in der Lithosphäre, das wäre mir jetzt eine echte Hilfe. Ich habe einen Horror vor Referaten, ich habe einen Horror davor, vor der Klasse zu sprechen, vor mir tut sich die Erde auf, doch nichts rührt sich, nichts bricht in sich zusammen, am liebsten würde ich ohnmächtig, hier und jetzt, wie vom Blitz gefällt würde ich in meiner vollen Kürze hinschlagen, umgeben von einem Fächer aus Turnschuhen, mit ausgebreiteten Armen, und Monsieur Marin würde an die Tafel schreiben: »Hier ruht Lou Bertignac, die stumme, asoziale Klassenbeste.«

»... Ich wollte mich gerade eintragen.«

»Schön. Und mit welchem Thema?«

»Die Obdachlosen.«

»Das ist ein wenig allgemein, könnten Sie das präzisieren?«

Lucas lächelt mir zu. Seine Augen sind riesig, ich könnte darin ertrinken, darin verschwinden, oder ich könnte Monsieur Marin samt der ganzen Klasse von der Stille verschlucken lassen, ich könnte meinen Eastpak-Rucksack nehmen und wortlos hinausgehen, wie Lucas es so gut kann. Ich könnte mich entschuldigen und zugeben, dass ich keine Ahnung habe, ich habe das nur so gesagt, ich denke noch mal drüber nach, und nach der Stunde würde ich zu Monsieur Marin gehen und erklären, dass ich das nicht kann, ein Referat vor der ganzen Klasse zu halten, das übersteigt einfach meine Kräfte, tut mir wirklich leid, ich würde notfalls ein ärztliches Attest beibringen, krankhafte Unfähigkeit zu Referaten aller Art, mit Stempel und allem Drum und Dran, dann wäre ich davon befreit. Doch Lucas sieht mich an, und mir ist klar, dass er erwartet, mir werde etwas einfallen, er ist auf meiner Seite, er denkt, ein Mädchen wie ich könne sich nicht vor dreißig Mitschülern lächerlich machen, er hat die Hand zur Faust geballt, es fehlt nicht viel, und er schwingt sie über seinem Kopf wie die Fans, die im Stadion die Fußballspieler anfeuern, doch plötzlich wird die Stille lastend, man fühlt sich wie in der Kirche.

»Ich werde den Weg einer obdachlosen jungen Frau beschreiben, ihr Leben, also ... ihre Geschichte. Ich meine ... wie sie auf der Straße gelandet ist.«

Ein Beben geht durch die Reihen, man hört Getuschel.

»Sehr gut. Das ist ein schönes Thema. Jedes Jahr werden

mehr obdachlose Frauen registriert, und sie werden immer jünger. Auf welche Dokumente und Quellen wollen Sie sich dabei stützen, Mademoiselle Bertignac?»

Ich habe nichts mehr zu verlieren. Oder so viel, dass es sich an den Fingern einer Hand nicht abzählen lässt, nicht einmal an den Fingern von zehn Händen, es geht gegen unendlich.

»Den ... den Erlebnisbericht. Ich werde eine junge Obdachlose interviewen. Gestern haben wir uns getroffen, sie ist einverstanden.«

Andächtige Stille.

Monsieur Marin notiert auf seinem rosa Blatt meinen Namen und mein Referatthema, ich trage Sie für den 10. Dezember ein, dann haben Sie genug Zeit für zusätzliche Recherchen, er erinnert noch an ein paar allgemeine Regeln, nicht länger als eine Stunde, eine sozioökonomische Untersuchung, Beispiele, seine Stimme wird leiser, Lucas' Faust hat sich geöffnet, ich habe durchsichtige Flügel, ich schwebe über den Tischen, ich schließe die Augen, ich bin ein winziges Staubkorn, ein unsichtbares Partikel, seufzerleicht. Es klingelt. Monsieur Marin erlaubt uns, den Klassenraum zu verlassen, ich räume meine Sachen zusammen und ziehe meine Jacke über, da spricht er mich an.

»Mademoiselle Bertignac, auf ein Wort noch.«

Das war's dann wohl mit der Pause. Den Streich hat er mir schon einmal gespielt. In seiner persönlichen Zahlung steht ein Wort für Tausende. Die anderen trödeln herum, sie sind neugierig. Inzwischen sehe ich auf meine Füße, mein Schnürsenkel ist offen, wie gewöhnlich. Wie

kommt es, dass ich mit meinem IQ von 160 zu blöd bin, mir die Schuhe zuzubinden?

»Passen Sie bei diesem Interview auf sich auf. Dass Sie nicht an die Falschen geraten. Vielleicht sollte Ihre Mutter oder Ihr Vater mitgehen.«

»Keine Sorge. Das ist alles geregelt.«

Meine Mutter verlässt die Wohnung schon seit Jahren nicht mehr, und mein Vater weint heimlich im Badezimmer. Das hätte ich ihm sagen sollen.

Dann hätte mich Monsieur Marin endgültig von der Liste gestrichen.

Dienstags und freitags, wenn ich früher aus der Schule komme, gehe ich oft zur Gare d'Austerlitz. Ich gehe hin und sehe mir die abfahrenden Züge an, wegen der Gefühlsbewegungen, die beobachte ich nämlich gern, die Gefühle anderer Leute, deshalb verpasse ich im Fernsehen auch kein Fußballspiel, ich liebe es, wenn sich die Leute nach einem Tor umarmen, sie rennen mit hochgestreckten Armen herum und umhalsen sich, und auch in *Wer wird Millionär?*: Man muss die Mädchen nur sehen, wenn sie die richtige Antwort gegeben haben, sie halten sich die Hände vor den Mund, werfen den Kopf in den Nacken, stoßen Schreie aus und so, und dabei stehen ihnen dicke Tränen in den Augen. Auf den Bahnhöfen ist es anders, die Gefühle lassen sich aus den Blicken erraten, aus den Gesten und Bewegungen, da trennen sich Liebespaare, Großmütter reisen wieder ab, Damen in weiten Mänteln lassen Herren mit hochgeschlagenen Kragen zurück oder umgekehrt, und ich beobachte diese Leute, die fortgehen, man weiß weder wohin noch warum, noch für wie lange, durch die Scheibe hindurch verabschieden sie sich, sie winken diskret oder rufen laut, obwohl man sie sowieso nicht hören kann. Mit ein wenig Glück erlebt man echte Trennungen, ich meine, dann spürt man deutlich, es wird lange dauern, oder es wird den Betroffenen lange vorkommen (was auf dasselbe hinausläuft), dann sind die Gefühle sehr

dicht, es ist, als würde die Luft dicker, als wären sie allein und ringsum wäre niemand. Bei den ankommenden Zügen ist es genauso, ich stelle mich ans Ende des Bahnsteigs und beobachte die Wartenden, ihr angespanntes, ungeduldiges Gesicht, die suchenden Augen und dann plötzlich dieses Lächeln auf ihren Lippen, den erhobenen Arm, ihr Winken, während sie loslaufen, um sich in die Arme zu fallen – dieser Überschwang, das ist es, was ich am allerliebsten mag.

Kurzum, deshalb war ich auf der Gare d'Austerlitz. Ich wartete auf die Ankunft des TER um 16 Uhr 44 aus Clermont-Ferrand, der ist mein Lieblingszug, aus dem kommen alle möglichen Leute, Junge, Alte, gut Gekleidete, Dicke, Magere, schäbig Gekleidete, einfach alles. Irgendwann merkte ich, dass mir jemand auf die Schulter klopfte, ich brauchte eine Weile, denn ich war sehr konzentriert, und in einem solchen Fall könnte sich ein Mammut auf meinen Turnschuhen wälzen, ich würde nichts merken. Ich drehte mich um.

»Hast du mal 'ne Fluppe?«

Sie trug eine schmutzige Khaki-Hose, einen alten Blouson mit durchgescheuerten Ellbogen und einen Benetton-Schal, genauso einen wie den, den meine Mutter zur Erinnerung an ihre Jugend ganz hinten im Kleiderschrank aufbewahrt.

»Nein, tut mir leid, ich rauche nicht. Aber ich habe Pfefferminz-Kaugummis, wenn Sie möchten.«

Sie verzog den Mund, dann streckte sie die Hand aus, ich gab ihr das Päckchen, und sie stopfte es in ihre Tasche.

»Salut, ich heiße No. Und du?«

»No?«

»Ja.«

»Und ich Lou ... Lou Bertignac.« (Normalerweise hat das eine gewisse Wirkung, weil die Leute glauben, ich sei mit dem Sänger verwandt, vielleicht sogar seine Tochter. Einmal, auf dem *Collège*, habe ich auch so getan als ob, aber dann wurde es schwierig, ich sollte Einzelheiten erzählen, Autogramme besorgen und so, schließlich musste ich doch mit der Wahrheit rausrücken.)

Es schien sie nicht zu beeindrucken. Ich dachte, es sei vielleicht nicht die Sorte Musik, die sie mochte. Sie ging zu einem Mann, der einige Meter entfernt stand und Zeitung las. Er verdrehte seufzend die Augen und zog eine Zigarette aus seiner Schachtel, sie griff danach, ohne ihn anzusehen, und kam dann zu mir zurück.

»Ich hab dich hier schon öfter gesehen. Was machst du hier?«

»Ich komme, um mir die Leute anzusehen.«

»Ach. Und bei dir zu Hause gibt's keine Leute?«

»Doch, aber das ist nicht dasselbe.«

»Wie alt bist du?«

»Dreizehn.«

»Du hast nicht zufällig zwei, drei Euro? Ich hab seit gestern Abend nichts gegessen.«

Ich suchte in meinen Hosentaschen, es waren noch ein paar Münzen da, ich sah sie gar nicht an, sondern gab sie ihr alle. Sie zählte sie, bevor sie die Hand schloss.

»In welche Klasse gehst du?«

»In die Zehnte.«

»Das ist doch nicht normal für dein Alter.«

»Äh ... nein. Ich hab zwei Klassen Vorsprung.«

»Und wie kommt das?«

»Ich hab Klassen übersprungen.«

»Das hab ich verstanden, aber wie kommt es, dass du zwei Klassen übersprungen hast, Lou?«

Ich fand, dass sie irgendwie komisch mit mir redete, ich fragte mich schon, ob sie sich nicht über mich lustig machte, aber sie wirkte zugleich sehr ernst und sehr irritiert.

»Ich weiß auch nicht. Ich hab schon im Kindergarten lesen gelernt, also brauchte ich nicht in die erste Klasse zu gehen, und dann hab ich die vierte Klasse übersprungen. Ich hab mich nämlich so gelangweilt, dass ich mir die Haare um den Finger wickelte und den ganzen Tag daran zog. Nach einigen Wochen hatte ich eine kahle Stelle. Nach der dritten kahlen Stelle wurde ich in die nächste Klasse versetzt.«

Ich hätte ihr auch gern Fragen gestellt, aber ich war zu eingeschüchtert, sie rauchte ihre Zigarette und musterte mich von oben bis unten, als suche sie nach etwas, was ich ihr geben könnte. Es war still geworden (zwischen uns, meine ich, ansonsten brüllte uns die synthetische Stimme aus den Lautsprechern in die Ohren), daher fühlte ich mich zu dem Zusatz bemüßigt, es sei jetzt besser geworden.

»Was ist besser geworden, die Haare oder die Langeweile?«

»Öm ... beides.«

Sie lachte.

Da sah ich, dass ihr ein Zahn fehlte, und ich brauchte

nicht einmal eine Zehntelsekunde für die richtige Antwort: ein Prämolare.

Mein ganzes Leben lang habe ich mich außerhalb gefühlt, wo auch immer, außerhalb des Bilds, außerhalb des Gesprächs, neben der Situation, als könnte ich als Einzige Geräusche oder Worte hören, die die anderen nicht wahrnehmen, wäre dabei aber taub für die Worte, die die anderen anscheinend hören, als wäre ich außerhalb des Rahmens oder auf der anderen Seite einer riesigen unsichtbaren Glaswand.

Aber gestern war ich dabei, bei ihr, ich bin sicher, man hätte einen Kreis um uns ziehen können, einen Kreis, aus dem ich nicht ausgeschlossen gewesen wäre, einen Kreis, der uns beide umfing und uns für einige Minuten vor der Welt schützte.

Ich konnte nicht länger bleiben, mein Vater wartete auf mich, doch ich wusste nicht, wie ich mich von ihr verabschieden sollte, ob ich sie mit Madame oder Mademoiselle anreden sollte oder einfach mit No, ich kannte ja ihren Vornamen.

Ich löste das Problem mit einem einfachen *au revoir*, denn ich dachte mir, sie gehöre schon nicht zu den Leuten, die sich über schlechte Manieren und all den anderen Kram aufregen, den man im gesellschaftlichen Verkehr beachten muss. Ich drehte mich noch einmal um und winkte ihr kurz zu, und sie stand da und sah mir nach, es tat mir weh, denn schon an ihrem Blick, an der Leere ihres Blicks, erkannte man, dass sie niemanden hatte, der auf sie wartete, kein Zuhause, keinen Compu-

ter und vielleicht auch keinen Ort, an den sie gehen konnte.

Beim Abendessen fragte ich meine Mutter, wie es komme, dass noch ganz junge Mädchen schon auf der Straße lebten, und sie antwortete seufzend, so sei das Leben nun einmal: ungerecht. Ausnahmsweise hakte ich nicht nach, obwohl die ersten Antworten häufig Ausweichmanöver sind, das weiß ich schon lange.

Ich sah wieder ihre Blässe vor mir, ihre durch die Magerkeit vergrößerten Augen, die Farbe ihres Haars, ihren rosafarbenen Schal, und stellte mir unter der dicken Schicht ihrer drei Blousons ein Geheimnis vor, ein Geheimnis, das wie ein Stachel in ihrem Herzen steckte und das sie noch niemandem verraten hatte. Ich wäre gern bei ihr gewesen. Mit ihr zusammen. Ich lag in meinem Bett und bedauerte, dass ich sie nicht nach ihrem Alter gefragt hatte. Sie hatte so jung ausgesehen.

Und zugleich hatte ich den Eindruck gehabt, sie kenne das Leben wirklich, oder vielmehr, sie kenne etwas vom Leben, das einem Angst macht.

Lucas hat sich auf seinen Platz in der letzten Reihe gesetzt. Von meinem Platz aus kann ich sein Profil sehen, seinen trotzigem Gesichtsausdruck. Ich kann sein offenes Hemd sehen, die zu große Jeans, die nackten Füße in den Turnschuhen. Weit zurückgelehnt und mit verschränkten Armen sitzt er auf seinem Stuhl, in Beobachterposition, als wäre er nur zufällig, aufgrund einer fehlerhaften Wegbeschreibung oder eines Irrtums der Verwaltung, hier gelandet. Die Tasche, die neben seinem Tisch auf dem Boden liegt, sieht aus, als wäre sie leer. Ich beobachte ihn verstohlen und denke daran, wie er an meinem ersten Schultag war.

Ich kannte niemanden und hatte Angst. Ich hatte mich nach hinten gesetzt. Monsieur Marin verteilte die Anmeldebögen, Lucas drehte sich nach mir um und lächelte mir zu. Die Bögen waren grün. Die Farbe ist jedes Jahr anders, aber die auszufüllenden Felder sind immer gleich, Name, Vorname, Beruf der Eltern, und dann muss man noch einen Haufen Auskünfte geben, die niemanden etwas angehen. Lucas hatte keinen Stift, also lieh ich ihm einen, ich streckte ihm den Stift entgegen, so weit ich es von meiner Seite des Mittelgangs aus schaffte.

»Monsieur Muller, ich sehe, Sie sind bestens auf den Schuljahrsbeginn vorbereitet. Haben Sie Ihre Stifte am Strand liegenlassen?«

Lucas antwortete nicht. Er warf einen Blick in meine

Richtung, ich hatte Angst um ihn. Doch Monsieur Marin fing an, die Stundenpläne zu verteilen. Ich war auf meinem Bogen bei dem Feld »Geschwister« angekommen. Null, schrieb ich hin, in Buchstaben.

Dass man das Fehlen einer Menge durch eine Zahl ausdrückt, versteht sich nicht von selbst. Das habe ich in meinem Wissenschaftslexikon gelesen. Das Fehlen eines Gegenstands oder einer Person lässt sich besser durch ein »gibt es nicht« (oder »nicht mehr«) ausdrücken. Zahlen bleiben abstrakt, und die Null drückt weder das Fehlen noch den Schmerz aus.

Ich hob den Kopf und bemerkte, dass Lucas mich ansah. Ich schreibe nämlich mit links und stark umgebogenem Handgelenk, darüber wundern sich die Leute immer: so viel Umstand, bloß um einen Stift zu halten. Er sah mich an, als frage er sich, wie etwas so Kleines wie ich es so weit hatte bringen können. Monsieur Marin rief uns alle namentlich auf, dann begann er mit der ersten Stunde. In diesem Moment aufmerksamen Schweigens überlegte ich mir, dass Lucas Muller zu den Menschen gehörte, denen das Leben keine Angst macht. Er lehnte immer noch in seinem Stuhl und schrieb nicht mit.

Inzwischen kenne ich alle Namen, Vornamen und Gewohnheiten der Klasse, die Sympathien und Rivalitäten, Léa Germains Lachen und Axelles Tuscheln, Lucas' unendlich lange Beine, die in den Gang hineinragen, Lucilles klimperndes Mäppchen, Corinnes langen Zopf, Gauthiers Brille. Auf dem Foto, das kurz nach dem Schuljahrsbeginn aufgenommen wurde, stehe ich vorn,

da wo die Kleinsten immer stehen müssen. Über mir, ganz oben, steht Lucas, er wirkt verdrossen. Wenn es stimmt, dass man durch zwei Punkte eine und nur eine Gerade ziehen kann, dann werde ich irgendwann diese Gerade ziehen, von ihm zu mir oder von mir zu ihm.